

Format de citation

Lanzinger, Margareth: Rezension über: Simone Laqua-O'Donnell, Women and the Counter-Reformation in Early Modern Münster, Oxford: Oxford University Press, 2014, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 43 (2016), 4, S. 841-843, DOI: 10.15463/rec.1385666767



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Untersuchung den Anspruch erhebt, auf der Basis der Quellen aus zwei Grafschaften Aussagen über England insgesamt zu treffen, bleibt sie notgedrungen in weiten Teilen impressionistisch, um nicht zu sagen spekulativ. Die Autorin legt zudem einen relativ engen Begriff von religiösen Räumen zugrunde, indem sie sich im Wesentlichen auf Kircheninnenräume und deren Ausstattung sowie auf Klöster beschränkt. Das Buch hat kein Schlusskapitel, so dass eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Studie sowie eine Kontextualisierung dieser Ergebnisse fehlt.

Problematisch ist auch, dass die Autorin die Frage nach Widerstand in ihrer Arbeit besonders hervorhebt, es sich jedoch durchgehend als schwierig erweist, aus den in den Quellen dokumentierten Verhaltensformen und Praktiken der Zeitgenossen zuverlässig „Widerstand“ abzuleiten. Sie selbst schreibt dazu auf Seite 82: „The motives [...] are difficult to determine.“ Das hat drei Folgen, unter denen die Gesamtargumentation des Buches leidet. Erstens muss die Autorin häufig zu rhetorischen Kniffen, vor allem der Phrase „strongly suggests“, greifen, um ihre Argumentation voranzutreiben. Zweitens muss sie Konzepte wie „resistant accommodation“ (18) und „resistant adaptation“ (22) bemühen, um die letztlich auf einem Spektrum zwischen Widerstand und Anpassung/Akzeptanz kaum einzuordnenden zeitgenössischen Verhaltensformen als eine Art von Widerstand zu definieren. Und drittens entstehen durch den langen Untersuchungszeitraum und die Betonung von Widerstand „strange bedfellows“ sowie ein überraschend inkonsistentes Narrativ der englischen Reformationsgeschichte. Denn durch die Fokussierung auf Widerstand kommen für das 16. Jahrhundert vor allem „church papists“ und katholische „recusants“ als Widerständler gegen staatliche Protestantisierungsmaßnahmen in den Blick, während in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf einmal Puritaner den Widerstand gegen arminianische Reformen tragen. Die Autorin kann aber auf dieser Grundlage keine übergreifende Interpretation der englischen Reformationsgeschichte liefern; die Puritaner als überzeugte Protestanten erscheinen bei ihr wie ein *Deus ex Machina* auf der Wende zum 17. Jahrhundert.

Jenseits dieser methodischen und konzeptionellen Defizite bietet die Studie interessante Fallbeispiele für die Nutzung von Kirchenräumen und den Umgang mit religiösen Artefakten, die das in der Forschung bereits Bekannte bereichern. Doch vergibt die Autorin leider, wie oben ausgeführt, die Chance, eine umfassendere Untersuchung vorzulegen oder ihre eigenen Ergebnisse genauer zu hinterfragen und in den Kontext der derzeitigen Forschung zur englischen Reformationsgeschichte einzuordnen. Insgesamt wird man festhalten wollen, dass das Thema der Herstellung und Wahrnehmung religiöser Räume in der englischen Reformation noch viel Forschungspotenzial hat.

Ute Lotz-Heumann, Tucson

Laqua-O'Donnell, Simone, *Women and the Counter-Reformation in Early Modern Münster* (Oxford Historical Monographs), Oxford 2014, Oxford University Press, VIII u. 214 S., £ 60,00.

In fünf Kontexte führt die im Rahmen ihrer Dissertation verfasste Studie von Simone Laqua-O'Donnell, in der sie den Auswirkungen der Gegenreformation in Münster im Gefolge des Konzils von Trient (1545–1563) auf die Handlungsräume von Frauen nachspürt: Das Klosterleben, fromme Stiftungen und Ehekonzepte zählen ebenso dazu wie der Umgang mit devianten Frauen und mit Konkubinen von Geistlichen. Damit sind Laiinnen und Nonnen, ledige, verheiratete und verwitwete Frauen in die Untersuchung einbezogen. Vom methodischen Zugang her ist die Arbeit in der Konfessionalisierungsforschung verankert. Die Autorin positioniert sich eingangs kritisch gegenüber der inzwischen ohnehin als überholt geltenden allzu dichotomen Sichtweise,

die Obrigkeit und Eliten, vor allem weltlichen und kirchlichen Amtsträgern, eine führende Rolle im Konfessionalisierungsprozess zuschrieb und die breite Bevölkerung lediglich als Adressatin erachtete. Dass die Konfessionalisierungsforschung in Hinblick auf die Erneuerungsbemühungen zu einem „uniform or coherent“ Ergebnis gekommen sei (3), darf bezweifelt werden. Der Feststellung der Autorin, die Wahrnehmung der katholischen Reform durch Frauen und deren „agency“ sei ein Forschungsdesiderat, ist allerdings zuzustimmen.

Münster stellt mit dem „Königreich der Täufer“ in der ersten Hälfte der 1530er Jahre einen spezifischen Fall dar. Unter anderem verbot der Bischof, zugleich Stadtherr, in der Folge die Wiedererrichtung von Zünften, da er sie für die Anstifter der Täuferrebellion hielt. Diese konnten sich 1553/54 jedoch reorganisieren und wiederum politischen Einfluss gewinnen. Vielfach waren es ja gerade die Zünfte, die die moralische Ordnungspolitik aus der ‚Mitte‘ der Gesellschaft heraus maßgeblich mittrugen. Ernst von Bayern als Bischof (1585–1612) sollte die tridentinischen Regeln implementieren. Er installierte einen Geistlichen Rat und holte die Jesuiten in die Stadt. Zwei Edikte des Jahres 1601, die bestimmten, dass nur noch Katholiken im Stadtrat sitzen und in geweihter Erde begraben werden dürften, ließen sich in der Praxis jedoch nicht umsetzen. Neben Bischof, Rat und Zünften war das Domkapitel der vierte Machtfaktor in der Stadt, und sie alle waren am Reformprozess beteiligt.

Das erste Kapitel behandelt die Frauenklöster. Diese waren ab 1563 mit der verpflichtenden Klausur konfrontiert. Die Autorin fragt, auf welche Weise sich die religiöse Identität und die soziale Rolle der Frauenorden im städtischen Umfeld dadurch veränderten. De facto wurde die strikte Klausur in Münster allerdings erst in den 1610er Jahren durchgesetzt. Wer diese widerspruchslos akzeptierte, lief Gefahr, in den Verdacht zu geraten, dass dies die Folge eines schlechten Lebenswandels sei. Eine zweifelhafte Reputation konnte ihrerseits gravierende Auswirkungen haben – sowohl finanziell als auch in Hinblick auf die Vertrauenswürdigkeit aus der Sicht potenziell neu eintretender Frauen bzw. von deren Eltern und nicht zuletzt auch in Hinblick auf die ‚Auftragslage‘ für bezahlte Seelengebete. Die Klausur bedeutete zudem eine Abschottung vom städtischen Umfeld und war mit wichtigen Tätigkeitsbereichen unvereinbar: Die Nonnen kümmerten sich um Gebrechliche und Sterbende, wuschen Tote, hielten Totenwache, nahmen an Beerdigungen von Bekannten und Verwandten teil, verteilten Almosen, belieferten die Armenhäuser der Stadt mit Essen und unterhielten Schulen. Letztlich hingen die Verhandlungsmacht der einzelnen Orden und die Frage, welche Träger weltlicher Macht sie für ihre Interessen mobilisieren konnten, maßgeblich vom sozialen Status der Nonnen ab.

In der Frage nach der Frömmigkeit von Frauen fokussiert die Autorin auf Legate zugunsten von Geistlichen, Orden, Bruderschaften und Armen einschließlich armer Studenten und Waisenkinder. Quellenbasis dieses zweiten Kapitels sind rund 600 Testamente aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wer überhaupt und mit wie viel bedacht wurde, das unterlag einer gewissen Konjunktur, wie die Auswertung in Zehnjahresschritten zeigt. Insbesondere in den 1620er und 1630er Jahren ist ein beträchtlicher Anstieg von testamentarischen Verfügungen sowohl zugunsten der Kirche als auch zugunsten der Armen zu verzeichnen. Die Autorin bringt dies mit der zunehmenden Präsenz von Geistlichen und Orden in der Stadt in Verbindung. Am ambivalentesten war die Position der Jesuiten: Entweder bekamen sie mehr als die anderen Orden zugedacht oder sie waren als einzige gar nicht genannt. Unter den Frauenklöstern wurden die Clarissen am häufigsten bedacht, in erster Linie von Frauen, zum Teil von solchen, die dem Orden beitreten wollten. Mit dem konkurrierenden Kloster Ringe kamen sie niemals gemeinsam in einem Testament vor. Ein

wichtiger Adressat von Legaten, die Frauen stifteten, war die Pfarrkirche. Witwen und ledige Frauen trafen in erster Linie Verfügungen zugunsten von Armen- und Waisenhäusern. Die Nutzung dieser unterschiedlichen Optionen lässt auf Logiken schließen, die über die Funktion von Legaten als Indiz für Frömmigkeit hinausweisen.

In Bezug auf die Ehe befragt Simone Laqua-O'Donnell im dritten Kapitel Ratsprotokolle und Gerichtsakten nach Einflüssen der katholischen Erneuerung. Während das Offizialat die tridentinischen Regeln umzusetzen suchte, überwogen vor dem weltlichen Gericht pragmatische Lösungen beim Umgang mit nicht eingehaltenen Eheversprechen, bei Einsprüchen Dritter gegen eine Eheschließung und bei Ehekonflikten. Die Versöhnung von Paaren stand gegenüber der Disziplinierung im Vordergrund. Die Auflösung einer Ehe war im 16. Jahrhundert keine Option; das Gericht wollte, so die Interpretation, keinen Präzedenzfall schaffen. Die insgesamt nur langsam fortschreitende Implementierung der tridentinischen Regel bringt die Autorin in Zusammenhang mit der weltlich-kirchlichen Copräsenz von Gerichten, die allerdings kein Spezifikum von Münster war, sondern ein allgemein verbreitetes Phänomen. Im vierten Kapitel werden Fälle von Devianz ebenfalls auf Grundlage der Ratsprotokolle rekonstruiert. Die Autorin fragt, was als Devianz wahrgenommen wurde. Ein Fokus liegt dabei auf der fragilen Position von Dienstmädchen als alleinstehenden Frauen in einem fremden Haushalt. Sichtbar wird, wie Geschlecht die Frage der Ehre modellierte, wo die Grenzen des Akzeptierten im Alltag verliefen und wie das soziale Umfeld diese Grenzen aufrechterhielt. Das fünfte Kapitel schließlich handelt von den Beziehungen zwischen Geistlichen und ihren Konkubinen und vom Versuch, den Zölibat durchzusetzen. Ein Dilemma bestand darin, dass der Bischof die Unterstützung der Geistlichen für sein Reformprogramm benötigte, allzu harsches Vorgehen daher kontraproduktiv sein konnte. Wie Simone Laqua-O'Donnell herausarbeitet, gehörten die Frauen sehr unterschiedlichen sozialen Milieus an; auch gebildete Frauen fanden sich darunter. Anna Nydder etwa stammte aus einer wohlhabenden Familie und hinterließ Briefe, die Einblick in ihr Leben als ‚Konkubine‘ geben.

Der Band basiert auf unterschiedlichen Quellen, die für den jeweiligen thematischen Zusammenhang ausgewertet wurden. Mit 174 Seiten Text ist er relativ schmal. Weitere Brückenschläge zu Arbeiten vor allem aus dem Bereich der Historischen Kriminalitätsforschung wären hier und da noch möglich gewesen. Von der Perspektivierung her gesehen ist es auf jeden Fall eine verdienstvolle Studie.

Margareth Lanzinger, Wien

Machielsen, Jan, Martin Delrio. *Demonology and Scholarship in the Counter-Reformation*, Oxford 2015, Oxford University Press 2015, X u. 441 S. / Abb., £ 90,00.

Der 1551 in Antwerpen als Sohn eines spanischen Kaufmanns geborene Martin Delrio (gest. 1608) ist heute auch dem gelehrten Publikum nur noch wegen seiner zuerst 1599/1600 erschienenen dreibändigen „Disquisitionum magicarum libri sex“ bekannt. Obwohl diese, wie die darin breit abgehandelte Indizienlehre zeigt, nicht so radikal sind wie die Werke anderer Dämonologen, haben sie ihm sicherlich keinen guten Ruf eingebracht. In dem Werk von Machielsen wird Delrio auch mit seinen anderen, vor allem dem Humanismus verpflichteten Tätigkeitsfeldern vorgestellt. Die Nähe seines Ordens zum Humanismus ist ja bekannt und kommt in der „Ratio atque institutio studiorum Societatis Jesu“ (1599) klar zum Ausdruck. Mit dem Eintritt Delrios in den Jesuitenorden (1580) verbinden sich bei ihm die Beschäftigung mit der antiken Dichtung, der Kampf gegen Häresie und das Interesse an Dämonologie.